

Ferrileton.

Konzerte.

Mit dem Phäakentume des Wiener Musiklebens ist's nun gründlich vorbei. Weit stehen die Tore offen, und mit fliegenden Fahnen zieht die Vereinigung schaffender Tonkünstler ein. Die erste Schlacht, in welcher die Strauß'sche Sinfonica domestica abgeschossen wurde, bedeutete gleich den ersten Sieg, und im zweiten Treffen wurden mit einem Trio von Pizner die Positionen gefestigt. So kann man um so offener von der Enttäuschung sprechen, die ein zweiter Liederabend bereitete. Von neunzehn Gesängen, die an dieser Abende zu Gehör gelangten, sind kaum drei nennenswert und einer Beachtung würdig. Sie stammen von Robert Gounod, dessen geschickte, natürliche Schreibweise inmitten der musikalischen Wüstenei erlösend wirkt. Sein ursprüngliches Talent bewahrt ihn vor Geschmacklosigkeiten und gekünstelten Welterschmerzharmonien. Ganz unfähig, irgend eine Stimmung zu erzeugen, scheint Hugo Daffner aus München. Er gleicht seinen akademischen Kollegen Keußler und Bischof in dem Mangel jeder weber Erfindung. Oskar Roe hängt sich ebenso wie Karl Weigl und Erich J. Wolff an Nietzsche. Größere Gegensätze sind kaum denkbar, als die gegen den Himmel strebende Sprache des großen Dichterphilosophen und die

an der Erde lebende dürftige Harmonik seiner kleinlichen Bearbeiter. Schade, um den begabten Wolff, welcher losgelöst und befreit von seinen pessimistischen Anwandlungen ganz Anderes leisten könnte. Bleibt noch Herr Adalbert v. Goldschmidt, der ein Märchen von Grimm in Musik setzt, nicht sonderlich originell in der Gesangstimme, dafür aber nichts sagend und langweilig in der Begleitung. Auch Alexander v. Zemlinsky hat ein Märchen vertont: „Die Sejungfrau“ von Andersen, in Form einer symphonischen dreißägigen Phantasie, die unter seiner eigenen beseuernden Leitung im zweiten Orchesterkonzerte der Vereinigung aufgeführt wurde. Das Märchen führt eigentlich den Titel: „Das Meerweib“ und erzählt von den Freuden und Leiden einer süßen Nixe, die ihre Sehnsucht nach Menschenliebe und Erdenglück mit dem Tode bezahlen muß. Zemlinsky schildert die Schönheiten der Wassertiefe mit leuchtenden Farben, weiß für die aufkeimende Minne der Sejungfrau ergreifende Töne zu finden und schreibt richtige Märchenmusik. Seine Themen sind nicht überwältigend, aber ausdrucksvoll, die Instrumentierung wie immer geschickt und mit kluger Berechnung der Wirkung gemacht. Er fand stürmischen Beifall, der ihm vollauf gebührt. Herr Oskar C. Posa dirigierte hierauf fünf Gesänge eigener Faktur nach Worten von Detlev von Liliencron. Sie sind ungleich an Wert. Das beste dünkt mir „Tod in Aehren“. Es liegt freie Stimmung darin; bei den Worten: „ein letzter Traum, ein letztes Bild“ sieht man förmlich den sterbenden

Soldaten. Auch „Erwartung“ zeigt Plastik der Schilderung. Weniger gefiel mir die „kleine Ballade“ und das schwächliche Lied „In Erinnerung“, am wenigsten „Mit Trommeln und Pfeifen“, übrigens ganz unsangbar geschrieben und trotz der charakteristisch sein sollenden Begleitung monoton. Alle fünf Gesänge scheinen am Klavier entstanden, sie werden von dem Orchester erdrückt, das einfach die Klavierakkorde wiedergibt, denn sie sind weder instrumental gedacht, noch orchestral empfunden.

Nummer drei des Konzertes bildete eine symphonische Dichtung „Pelleas und Melisande“ von Arnold Schönberg. Es ist das stärkste Stück, welches in letzter Zeit wider die Musik ausgespielt wurde. Aus den Tiefen der Holzbläser kriecht ein wurmartiges unbedeutendes Motiv, windet und krümmt sich, versucht zu wachsen und fällt wieder zurück. Damit ist der thematische Inhalt des „Werkes“ schon erschöpft, und nun beginnt ein betäubender Lärm, ein sinnloses Toben aller Instrumente. Die Gesetze der musikalischen Logik sind gelöst, Melodie und Harmonisierung in Stücke geschlagen, und aus dem entfesselten Orchester dringt ein bald erstarkendes, bald abnehmendes Geräusch von unartikulierten Lauten, deren Dissonanzen die kühnsten Erwartungen übertreffen. Ist es Wahnsinn, hat es doch Methode. Die Violinen werden in die unmöglichsten Lagen gepreßt, das Kontrafagott stöhnt einen basso continuo, und hoch oben kämpfen Posaunen und Trompeten gegen zwei in dissonierenden Intervallen winzelnde Sologeigen: daher der Titel „Pelleas und Melisande“.

Es ist eine Musik, welche die gemeinsten Instinkte aufweicht, Ekel, Aerger, Zorn und Rafferei. Mehr noch, es ist überhaupt keine Musik, sondern ein Attentat gegen den Klang, ein Verbrechen wider die Natur, doppelt verdammenswert, weil der „Tondichter“ nicht bloß alte Begriffe über den Haufen rennen, sondern auch den natürlichen Entwicklungsgang der Musik verleugnen will. Schönberg, der vor zwei Jahren mit einem Sextette Aufsehen erregte, schreitet nun rüstig auf der Bahn vorwärts, die ins Tollhaus führt. Bezeichnend ist sein Ausspruch, den er gemacht haben soll: „Der reine Dreiklang wird nur mehr zu besonderen Effekten verwendet.“ Schönberg plant eine Umwälzung der Harmonielehre, eine neue Grundlage der Musik. Allein er überschätzt seine bescheidenen Fähigkeiten und vergißt, daß das Ohr sich nur allmählich ungewohnten Tonkombinationen fügt. Nie und nimmer aber kann das Unmusikalische Häßliche zu Recht bestehen, und je fanatischer Schönberg zu Werke geht, umso lächerlicher werden seine Bestrebungen. Auch keine Instrumentation ist nichts weniger als genial, es sei denn, daß zur sinnlosen Verdoppelung der Stimmen ein besonderes Talent gehörte. Darum ist diese symphonische Dichtung ein ganz abscheuliches Machwerk, das keine Beachtung verdienen würde, müßte man nicht gegen diese Art Musik zu machen energisch protestieren. Der Hinweis, daß Wagner, Bruckner und Hugo Wolf zu Beginn ihrer Laufbahn gleichfalls verkannt und verhöhnt wurden, trifft hier nicht zu. Vorsichtige halten sich gerne diesen Rückweg offen und behaupten, Schönberg

sei trotzdem genial. Ganz gewiß, wenn der umgekehrte Grundsatz: „Wahnsinn ist Genie“ zu Recht besteht. Im Uebrigen ist das schwere Leiden Schönbergs noch heilbar. Man bringe den Unglücklichen in ein Sanatorium, entziehe ihm jedes Notenpapier und halte ihn eine Zeit lang der Musik ferne. Und wenn er dereinst wieder imstande sein wird, einen reinen, vierstimmigen Satz zu schreiben, so ist auch eine Besserung seines kataphonischen Leidens zu hoffen.

Schade nur, daß solche Exzesse die ganze Vereinigung in Mißkredit bringen. Bei strenger Selbstkritik hätte der peinliche Zwischenfall vermieden werden können. So triumphieren die Philister, und Herr Schönberg schlägt ihren Gegnern selbst die Waffen aus der Hand.

Paul Stauber.

Märchen.

Von Viktor Fleischer.

Es war einmal ein armer Mann, der nichts besaß als einen Garten voll raunender Bäume und leuchtender Blumen. Den liebte er sehr und dünkte sich reicher als alle anderen, weil er den ganzen Garten selbst gebaut hatte, und nichts darin war, was zuvor einem anderen gehört hätte. Alle die stolzen, ragenden Bäume hatte er selbst gepflanzt und wachsen gesehen, alle die schillernden, duftenden Beete selbst angelegt und die glitzernden, buntfarbigen Steine, welche die Wege umsäumten, mit eigener Hand von den Bergen gebracht.

Und die zwitschernden Vögel, die in dem Geäste seines Gartens nisteten, kannte er alle; es war nie ein Fremder dabei und keiner flog ihm davon. Er sorgte für ihr Futter und freute sich, wenn sie furchtlos herbeikamen und mit dem zierlichen, nickenden Schnabel die Körner von seiner Hand plickten. Und wenn sie dann auf den leicht schaukelnden Zweigen saßen und sangen, lag er stundenlang und lauschte, bis er ihre Sprache verstand und mit ihnen reden konnte wie mit Freunden. Wundersame Geschichten erzählten sie ihm — von prunkenden Märchenschlossern und huldvollen Prinzessinnen. Selbst die Bäume schwiegen dann und wagten nicht zu rauschen und horchten lieber zu. . . Sogar die lustige, eilige Quelle, die mitten im Garten rieselte und immer dreinreden mußte, immer das letzte Wort haben wollte, sprudelte leiser, und die hüpfenden Wellen flossen langsamer, als wollten sie recht viel von den Geschichten hören. . .

Da erfaßte den Mann große Sehnsucht nach den Märchenprinzessinnen, von denen die Vöglein berichteten. Er mußte fortwährend an sie denken und selbst, wenn er schlief, sah er sie stets in seinen Träumen. Wenn er allein durch den Garten ging und die blühenden, farbigen Teppiche betrachtete, war er nicht mehr so zufrieden wie früher, er verlangte darnach, daß jemand mit ihm den Reichtum genieße. Und wie er so stand und den sonnenüberglänzten Garten ansah, schien es ihm gar wohl einer Prinzessin würdig zu sein. Da begann er zu rüsten wie zu einem festlichen Empfange; hier türmte er ein paar massige Steinblöcke zu einer lauschigen Grotte an der Quelle, dort

Telephon 12801.

Alex. Weigls Unternehmen für Zeitungs-Ausschnitte

„OBSERVER“

I. österr. behördl. konz. Bureau für Zeitungsberichte u. Personalmeldungen

Wien, L, Concordiaplatz 4.

Vertretungen

in Berlin, Budapest, Chicago, Genf, London, New-York
Paris, Rom, Mailand, Stockholm, Christiania, St. Petersburg
(Quellenangabe ohne Gewähr.)

Ausschnitt aus: **Montagspresse, Wien**

vom: **30 JAN 05**